

Kann man über den Verlust eines Menschen zuversichtlich, ja heiter erzählen? Michel Rostain gelingt es, indem er den verstorbenen Sohn Lion die Trauerarbeit der Eltern liebevoll kommentieren lässt. Als der Vater auf dem Weg in die Wäscherei sich nicht vom Geruch der Bettwäsche seines Sohnes trennen kann, stellt Lion lakonisch fest: »Papa, sie stinkt. Ich habe sie seit Monaten nicht mehr gewaschen.« Dann stolpert der Vater über rätselhafte SMS und Notizen in Lions Schulheften und glaubt, darin Zeichen zu erkennen. Die Trauerarbeit wird zu einem Puzzle aus unglaublichen Zufällen und Fügungen, und ganz allmählich, in kleinen Schritten und große Wundern, gelingt es seinen Eltern, die Freude an einem Leben, in dem es Lion einmal gab, wiederzufinden.

MICHEL ROSTAIN, geboren 1942 in Mende, ist ein bekannter französischer Opernregisseur. Er lehrte Philosophie und Psychologie und war bis 2008 Intendant des Nationaltheaters in Quimper in der Bretagne. Mit seinem Erstlingsroman »Als ich meine Eltern verließ« gewann er 2011 den renommierten Prix Goncourt für das beste Debüt, obwohl er nicht auf der Auswahlliste stand.

MICHEL
ROSTAIN

Als ich
meine Eltern
verließ

Roman

*Aus dem Französischen
von Birte Völker*

btb

Die französische Originalausgabe erschien 2011 unter dem
Titel *Le Fils* bei Oh!Éditions, Paris.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Lux Cream* liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe September 2014
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © 2011 by Oh!Éditions, Paris

Copyright © der deutschen Erstausgabe 2012 by Edition Elke
Heidenreich bei C. Bertelsmann, München, in der Verlagsgruppe
Random House GmbH

Umschlaggestaltung: © semper smile, München
Umschlagmotiv: © David et Myrtille / Arcangel Images
Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

MI · Herstellung: sc
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-74788-7

www.btb-verlag.de
www.facebook.com/btbverlag
Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

1. Kapitel

Noch Worte suchen
die etwas sagen
wo man die Menschen sucht
die nichts mehr sagen

Und wirklich noch Worte finden
die etwas sagen können
wo man Menschen findet
die nichts mehr sagen können?

ERICH FRIED

PAPA MACHT ENTDECKUNGEN. Zum Beispiel verbringt er nicht einen Tag, ohne fünf Minuten lang zu weinen oder drei mal zehn Minuten oder eine ganze Stunde. Das ist neu. Die Tränen versiegen, fließen, versiegen erneut, und es geht wieder von vorn los. Eine reiche Vielfalt an Schluchzern, aber kein Tag ohne. Das verleiht dem Leben eine andere Struktur. Es gibt die plötzlichen Tränen – eine Geste, ein Wort, ein Bild, und sie schießen hervor. Dann gibt es Tränen, die einfach bloß da sind, ohne erkennbaren Grund. Und es gibt völlig unbekannte Tränen, ohne Schluchzer, ohne das übliche verzerrte Gesicht, sogar ohne dass die Nase läuft, einfach nur kullernde Tränen.

Ihm ist hauptsächlich morgens zum Weinen zumute.

Am elften Tag nach meinem Tod brachte Papa meine Bettdecke in die Reinigung. Er läuft die Rue du Couédic entlang, die Arme voll Bettwäsche, in die er seine Nase steckt. Er meint, sie rieche nach mir. In Wahrheit stinkt sie, schließlich habe ich weder die Bezüge noch das Federbett jemals gewaschen. Tage, Wochen und Monate habe ich darin geschlafen. Das empört ihn nicht mehr. Im Gegenteil: Noch ist zwischen den weißen Falten etwas von mir vorhanden, das er zur Reinigung trägt wie das Allerheiligste. Papa weint, die Nase in der Baumwolle. Er vermeidet jeden Blickkontakt, geht Umwege, die nicht nötig wären, biegt nach rechts in die Rue Obscure, läuft erst in die eine Richtung, dann in die andere, Rue le Bihan, Rue Émile-Zola, Les Halles, statt hundert insgesamt vierhundert Meter, er kostet es aus. Papa nimmt noch eine letzte Nase aus dem Federbett und stößt endlich die Ladentür auf.

Yuna de la Friche wirft gerade Münzen in einen Waschautomaten, Hinauszögern geht nicht mehr. Aufrichtiges Beileid ... Der Mann von der Reinigung – noch einmal Beileid – nimmt Papa das Federbett ab. Papa hatte gehofft, es würde länger dauern, eine Warteschlange, ein Telefonat mit einem Kunden, eine Lieferung, ein Unwetter, bloß so viel Zeit, um noch ein paar Geruchsfetzen von mir einzusatmen. Papa gibt alles hin, verliert Stück für Stück.

Zurück zu Hause, sieht er den Hund an meinen Pantoffeln herumkauen. Auch an ihnen haftet mein Geruch. Papa, du wirst dich aber bitte nicht mit Yanka streiten, wer an meinen Stinkelatschen herumnuckeln darf, ja?

Bis wann wird der Hund meinen Geruch wiedererken-

nen? Zu überprüfen in drei Monaten zum Beispiel: Hundert Tage wären die Schonfrist für einen neuen Regierungschef. Und die Schonfrist für einen neuen Verstorbenen, die Zeit, in der alles an ihn erinnert, in der man in Tränen ausbricht, sobald der Name fällt, wie lang ist die? Hundert Tage, ein Jahr, drei Jahre? Wir werden das objektiv beurteilen können. Wie lang wird sich Yanka noch wegen meines Geruchs und wegen des Leders über meine Latschen hermachen? Wann werden Mama und Papa aufhören, überall ehrfurchtsvoll nach Spuren von mir zu suchen, und seien sie noch so klein? Wie lang werden sie sich nahezu unermüdlich ausgerechnet in das vertiefen, was sie zum Weinen bringt? Werde ich irgendwann nicht mehr jeden einzelnen Moment ihres Lebens ausnahmslos beherrschen? Ziemlich interessante Fragen. Papa, gib zu, dass du sie dir auch manchmal stellst, wenn du beim Weinen kurz Luft holst, als würdest du einen ungehörigen Blick in eine Zukunft werfen, die mein Tod ausgeblendet hat!

In deiner neuen Welt herrscht Chaos. Papa, du erbst, allerdings nichts Erfreuliches. »Träum süß, mein Schatz, deine dich liebende Nanie. Gute Nacht, du Schneckchen.« Papa ist etwas peinlich berührt, als er in den Nachrichten in meinem Handy einen der Spitznamen entdeckt, die mir meine Freundin gegeben hat. Aber er kann nicht anders und wühlt weiter, wühlt in allem, was ich zurückgelassen habe. Dass sie sagt, dass sie mich liebt, damit hat er natürlich gerechnet. Dass er erraten muss, dass ich sie »meine Nanie« genannt habe, kein Problem. Es ist der Spitzname »Schneckchen«, der ihn peinlich berührt. Er wird genauere Informationen über Schnecken einholen müssen. Warum

hat mich Marie »Schnecke« genannt? Weil ich an ihren Ohren, Lippen oder Brüsten herumgeknabbert habe? Bei Google steht, die Schnecke sei ein nachtaktives Tier. Ist es, weil ich immer erst zu nachtschlafender Zeit ins Bett gegangen bin?

Papa mag keine Kosenamen. Du wirst nie wissen, warum ausgerechnet »Schneckchen« – es sei denn, du gestehst Marie, dass du ihre SMS gelesen hast. Allerdings kann ich mir nicht vorstellen, dass du dich das demnächst schon traust.

Dann wäre da noch die SMS vom 26. September, ein Monat vor meinem Tod, die Papa auch heute Abend in meinem Handy gefunden hat: »Stern der Erlösung, mein guter Lion, news: Bin jetzt in Reims, werde mir mal spaßeshalber die Kathedrale näher anschauen.« Fieberhaft versucht Papa zu entschlüsseln. Eins ist sicher, diese Nachricht bezieht sich auf die Fahrt nach Amsterdam, die ich kurz vor meinem Tod mit Romain gemacht habe. Ich hatte gelogen. Ich hatte erzählt, wir würden nach Reims fahren. Mama und Papa wären ausgeflippt, wenn ich ihnen gesagt hätte, ich fahre ins Kifferparadies – für einen Einundzwanzigjährigen ein Muss, hast du ja wohl auch getan, Papa, vor vierzig Jahren, oder? Nach unserem Hollandtrip ist Romain tatsächlich über Reims gefahren. Ich bin in die Bretagne zurück, das Auto abgeben, an das ich so schwer gekommen war. Aus Reims hat mir Romain dann die Nachricht geschickt.

Rätselhaft bleibt er trotzdem, dieser »Stern der Erlösung«. Es wird dich Jahre kosten, bevor du Romain danach fragst. Momentan erbst du nichts als Rätsel.

Wenn man Papa nach seinem Sternzeichen fragte, erteilte man höhnisches Gelächter. Er behauptete, ihm sei es schnurzegal, welches Sternzeichen er sei, und erst recht, welchen Aszendenten er habe. Er wisse nur eines, fügte er immer hinzu, den Namen seines Deszendenten, meinen: »Lion«, der Löwe. Jetzt, da ich tot bin, hat Papa nichts mehr, weder Aszendenten noch Deszendenten.

Am 29. Oktober 2003 um 12 Uhr 45 hatte ich einen Termin beim medizinischen Dienst der Universität. Blöderweise bin ich am 25. Oktober gestorben, vier Tage vorher. Seit wann hatte ich diesen Termin schon? Papa geht diese Frage nicht aus dem Kopf. Den Zettel hat er schon zweimal, vielleicht sogar dreimal in den Fingern gehalten, seitdem er eifrig versucht, meine Papiere in eine sinnvolle Ordnung zu bringen. »Medizinischer Dienst der Universität«: Auf dem kleinen Formular, das ich aufgehoben hatte, nahm er nichts anderes mehr wahr als: »Medizinischer Dienst der Universität, 29. Oktober, 12 Uhr 45, bei Madame ...« Notiert ist »Termin bei Madame ...«, gefolgt von einer gepunkteten Linie, ohne Namen.

Papa ist mitten im Chaos seiner ersten echten Trauerwoche, nachdem alle Feierlichkeiten stattgefunden haben und die Freunde wieder abgereist sind. Erst mit der Einsamkeit beginnt wirklich der Tod. Papa hat den ganzen Tag lang meine Sachen aufgeräumt, abwechselnd geweint und telefoniert, sich ausgiebig die Nase geputzt und dabei nicht einmal eine Stauballergie vorgeschoben. Er ringt sich dazu durch, meine alten Hefte aus der Oberstufe wegzuzwerfen, sobald er den ganzen Schund einmal sorgfältig

durchgelesen hat, für den Fall, dass ich in der Pause zwischen Englisch und Mathe eine Bemerkung, ein Bild oder irgendetwas Persönliches, das ihm etwas über mich erzählen könnte, an den Rand geschmiert habe. Er findet nichts, keinen Hinweis, nichts als das sinnlose Gekritzel eines Schülers, der seinem blöden Lehrer nicht richtig zuhört. Nach dieser stundenlangen Suchaktion – die übrigens auch ziemlich indiskret ist, Papa, ich bin tot, einverstanden, aber trotzdem –, voilà, entdeckt er auf einmal ganz unten auf dieser Vorladung, die ihm keine Ruhe gelassen hat, eine mit Filzstift geschriebene Notiz, ziemlich klein. Eine kaum sichtbare, aber entscheidende Information: Ich sollte nicht in die Sprechstunde eines x-beliebigen Doktors gehen, der an dem Tag zufällig für irgendeine jährliche Vorsorgeuntersuchung eines Studenten Zeit hatte, ich hatte eindeutig einen Termin in der Sprechstunde von »Madame Le Gouellec, Psychologin«. Genau so notiert, schwarz und unauffällig: »Madame Le Gouellec, Psychologin«. Eine handschriftliche Notiz, allerdings nicht von mir. Ich hatte also eigenständig um einen Termin bei einer Psychologin gebeten.

Das ändert alles.

In Papa steigt ein altes Gefühl von Beklemmung auf. Bereits im Augenblick meines Todes hatte es ihn kurzzeitig befallen. Er dachte, er habe es verdrängt. Aber da ist dieser beklemmende Schmerz wieder, wie ein Stich. Alles kommt wieder hoch. Erneut bricht die vertraute Gewissheit hervor, die seit Langem wie eine Wahnvorstellung in ihm schwelt: die Allmacht des Unbewussten. Das wahnwitzige Treiben der Lust und der Seele. Ich lebe, weil ich es will. Also sterbe ich auch, weil ich ... Selbst in der

Wahnvorstellung ist es nicht möglich, den Satz zu beenden.

Schon tausendmal hat sich Papa gefragt, ob es wirklich reines Pech war, das mich in den Tod gerissen hat. Eine böartige Mikrobe schwirrt zufällig vorbei, und schon bist du tot. Lag es nicht eher daran, dass ich für einen kurzen Augenblick unachtsam gewesen bin? Eine Minute, die ich weniger Lust auf Leben hatte, und zack! Papa hat schon immer geglaubt beziehungsweise mehr oder weniger klare Theorien aufgestellt, dass ein Moment der Achtlosigkeit genügt, und die Todesmächte würden in ihm die Oberhand gewinnen. Eine Sekunde, in der man dem Leben keine Aufmerksamkeit schenkt, und schwupp, alles vorbei. Das ist der Todestrieb, an den er angeblich nicht ernsthaft glaubt, zu dem er aber trotzdem eine Meinung hat: In uns und vor allem in ihm gibt es Triebkräfte, die in der Lage sind, jedes noch so widerstandsfähige Leben zu zerstören. Er hat sich darum gefragt, ob ich nicht auch in jener Zeit meinen eigenen Zerstörungskräften unbewusst, oder sagen wir mehr oder weniger willentlich, die Tür offen stehen gelassen habe.

Jeder Tag seines Lebens ist für Papa wie eine Entscheidung für das Leben, und das, seitdem er denken kann. Woher zweifellos seine Lebenskraft rührt. Jetzt, da ich tot bin, ruft er alle naselang wild entschlossen: »Es lebe das Leben.« Er muss es einfach tun. »Es lebe das Leben! Fiat lux!« Hilft dir das, du alter Spinner? Jeder Todesfall würde somit die Frage aufwerfen, ob man etwas getan oder nicht getan hat, damit er eintritt oder eben nicht. Unser eigener Tod wäre dabei das letzte und im Übrigen unwiderlegbare Beispiel. Sich unentwegt für das Leben entscheiden,



Michel Rostain

Als ich meine Eltern verließ

Roman

Taschenbuch, Broschur, 160 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-74788-7

btb

Erscheinungstermin: August 2014

Kann man über den Verlust eines Menschen zuversichtlich, ja heiter erzählen? Michel Rostain gelingt es, indem er den verstorbenen Sohn Lion die Trauerarbeit der Eltern liebevoll kommentieren lässt. Als der Vater auf dem Weg in die Wäscherei sich nicht vom Geruch der Bettwäsche seines Sohnes trennen kann, stellt Lion lakonisch fest: »Papa, sie stinkt. Ich habe sie seit Monaten nicht gewaschen.« Dann stolpert der Vater über rätselhafte SMS und Notizen in Lions Schulheften und glaubt, darin Zeichen zu erkennen. Die Trauerarbeit wird zu einem Puzzle aus unglaublichen Zufällen und Fügungen, und ganz allmählich, in kleinen Schritten und großen Wundern, gelingt es seinen Eltern, die Freude an einem Leben, in dem es Lion einmal gab, wiederzufinden.